

Was bedeutet es, „ich“ zu sagen?

Renate Teucher

In der Philosophie hat die Frage um das „Ich“ eine lange Geschichte. Nicht selten wird Descartes mit seinem berühmten „cogito ergo sum“, „ich denke, also bin ich“ zitiert. Ist also die Ich-Vorstellung allein eine Frage der Vernunft und Denkens? Ist die Ich-Vorstellung „Gott“ gegeben oder eine Fähigkeit, die der Mensch entwickelt? Warum hat der Mensch in seiner biologischen Evolution ein Ich-Bewusstsein entwickelt? Und welchen Einfluss hat die kulturelle Evolution auf unsere Ich-Vorstellung? Und letztlich, wie gehen wir mit dieser Fähigkeit, „ich“ zu denken und zu sagen um?

Folge ich der Theory-of-Mind-Fähigkeiten entwickelt der Mensch als biologisches Wesen zunächst ein Ich-Gefühl und dann erst ein explizites Verständnis von sich selbst, einen „Ich“ Begriff. Es ist nach dieser Theorie die fünfte und letzte Phase im Aufbau der Ich-Vorstellung, wenn sich das Ich als Subjekt mit einem expliziten Selbstbild entwickelt, das sich selbst seine Wünsche, Überzeugungen, Hoffnungen etc. zuschreibt und in der Lage ist, anderen Menschen andere Wünsche und Überzeugungen zuzuordnen.

Das „Ich“ in der Phänomenologie ist das „Ich“, das ich direkt erlebe. Und dieses „Ich“ ist philosophisch unhintergebar. Wann immer ich etwas erlebe, tue ich es als „Ich“. Ich kann die Welt gar nicht anders erleben, als mit dem und durch das „Ich“. Denn all mein Erleben ist begleitet von dem „Ich“ bin.

Die erkenntnistheoretische Sichtweise fragt, ob und wie dieses Icherleben denn eigentlich entstanden ist und fragt, wie man denn überhaupt ein „Ich“ denken können kann. Man kann es denken, indem man es sprechen kann und nicht ganz zufällig denken wir in der Sprache, in der wir aufgewachsen sind. Diese Sprache wird uns vermittelt durch andere und erst durch das Erlernen des Sprachgebrauchs und durch die Gesten, Reaktionen und Bemerkungen der anderen werden wir uns unseres Andersseins bewusst. Das „Ich“ braucht immer schon ein „Du“, ein anderes, braucht Umwelt und Mitwelt, um sich zu bemerken.

Wir müssen und können beides zusammen betrachten, das für das eigene Erleben unhintergebare Phänomen des Teilnehmers und das entstandene Phänomen aus der Perspektive des Beobachters. Und erstaunlich: Das „Ich“ kann beide Perspektiven einnehmen.

Das „Ich“ ist nicht losgelöst von dem Körperlichen über das wir ständig im Kontakt mit unserer Umwelt sind, in dem wir Reize aufnehmen, verarbeiten, reagieren, denken, uns verhalten. Das „Ich“ ist nie allein das Geistige, sondern ist auch unser Körper.

Das „Ich“ ist nichts zeitlich Konstantes. Schon biologisch sind wir im ständigen Wandel. Wir sind nie das selbe „Ich“.